

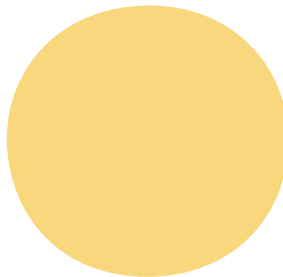
Heft 10/2013

Germanistik in der Schweiz

Zeitschrift der
Schweizerischen Akademischen
Gesellschaft für Germanistik

Herausgegeben von Michael Stolz,
in Zusammenarbeit mit Laurent Cassagnau,
Daniel Meyer und Nathalie Schnitzer

Sonderdruck



germanistik.ch
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft

Zentralität und Partikularität. Organisationsformen und Strukturbilder des öffentlichen Lebens

VON GEORG KREIS

The following paper was originally delivered as the opening talk at the SAGG/AGES conference. With regards to the conceptual properties of both central terms *centrality* and *particularity*, the author reflects on modes of public life in France, Switzerland, and Europe.

Gemäss ALEXIS DE TOCQUEVILLE soll nicht die Französische Revolution, sondern das französische Königtum den für Frankreich als typisch erachteten Zentralstaat geschaffen haben. Es ist hier nicht der Ort, die Richtigkeit dieser Sicht zu reflektieren. Interessant an der aus dem Jahr 1856 stammenden, vor allem gegen Napoléon III gerichteten These TOCQUEVILLES ist der Gedanke, dass derart gegensätzliche Regime wie das monarchische und das jakobinische möglicherweise in gleicher Richtung gewirkt haben könnten. Und das Ansprechende liegt in der Annahme, dass kulturelle Muster, um nicht von Sitten zu sprechen, dass im konkreten Fall vorrevolutionäre *mœurs*, von der späteren Revolutionsordnung unterstützt, zusätzliche Wirkung erzeugt und das politische Leben Frankreichs geprägt hätten.¹ Die Soziologen würden heute von Pfadabhängigkeit reden. Der in Frankreich vorherrschende Zentralismus wird hier einigermassen einleuchtend als historisch gewachsen verstanden. Historisch, das heisst: Die Entwicklung hätte auch anders verlaufen und – wie vielleicht in Spanien – zu einer Mehrzahl stärkerer Regionalnationalismen führen können.

Warum ist die viel kleinere Schweiz, deren Grösse eigentlich nicht nach weiteren Unterteilungen riefte, ein ausgeprägt föderalistisches Gebilde?² In der Annähe-

1 Vgl. die Zusammenfassung von TOCQUEVILLES *«L’Ancien Régime et la Révolution»* (1856) im Wikipedia-Eintrag: «Die von den Königen begonnene Zentralisierung wird von der Revolution nur vollendet. Sie führt zu einer zunehmenden Ähnlichkeit der Lebensweise der Bürger ohne gleiche politische Rechte und hat einen Verlust an Bürgersinn zur Folge, der durch die omniprésente Verwaltung gefördert wird. Eine politische Klasse, die nicht bemerkt, was sie tut, weil sie nur verwaltet, und Bürger, die nicht lernen zusammenzuarbeiten, weil sie von oben verwaltet werden, sind Gegenstücke zur amerikanischen Realität». Online unter: http://de.wikipedia.org/wiki/Alexis_de_Tocqueville#E2.80.9EDer_alte_Staat_und_die_Revolution.E2.80.9C_.281856.29 (Letzter Zugriff 01.06.2013).

2 GEORG KREIS: Die schweizerische Föderalismusdebatte seit 1960, in: *Föderationsmodelle und Unionsstrukturen. Über Staatenverbindungen in der frühen Neuzeit vom 15. zum 18. Jahrhundert*, hg. v. THOMAS FRÖSCHL, Wien 1994 (Wiener

rung an diese Frage kann ich einen anderen bekannten Franzosen auftreten lassen: Napoléon I. Er erläuterte 1803 den nach Paris bestellten Eidgenossen:

*Je mehr ich über die Beschaffenheit Eueres Landes nachgedacht habe, desto stärker ergab sich für mich aus der Verschiedenheit seiner Bestandtheile die Überzeugung der Unmöglichkeit, es einer Gleichförmigkeit zu unterwerfen; alles führt Euch zum Föderalismus hin.*³

Napoléon rechtfertigte seinen autoritären Entscheid (bereits im Dez. 1802) mit der Feststellung: *Ihr habt Euch drei Jahre gezankt, ohne Euch zu verstehen. Wenn man Euch länger Euch selbst überlässt, werdet Ihr Euch noch drei Jahre morden [...]*⁴ Zur heutigen Erheiterung könnte man eine weitere Begründung zitieren, dass nämlich die Schweiz *zu wenig ausgezeichneter Männer* für eine Zentralregierung besitze.⁵ Zudem würden Entscheide von einer Behörde zur anderen geschoben, und widerständig würde man französischen Truppen zurufen: *Kommt, esset unsere Berge*.⁶ Napoléon setzte mit der «Mediationsakte» dem Intermezzo der sog. Helvetik ein Ende, einer zentralistischen Ordnung, die auch und gerade auch in der Schweiz als nicht der Natur ihres Landes angemessen verstanden wurde und wird.

Diese beiden Episoden bestätigen die gängige Vorstellung, dass Frankreich ein zentralistisches und die Schweiz ein föderalistisches Gebilde sei. Der Ausschreibungstext unserer Tagung hält diesen Bildern aber zu Recht entgegen, dass es in beiden von beidem gibt und dass keine Bipolarität im Sinne sich ausschliessender Gegensätze vorliegt. In Frankreich gibt es neben Zentralität selbstverständlich auch Partikularität, wie es in der Schweiz selbstverständlich neben Partikularität auch Zentralität gibt. Zudem haben Partikula-

Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 21), S. 177–192; DERS.: Ist übermorgen noch gut, was vorgestern gut war? Der schweizerische Föderalismus aus historischer Sicht, in: Föderalismus – zukunftstauglich?! hg. v. RENÉ L. FREY, Zürich 2005, S. 45–62, franz. Ausgabe: Le fédéralisme suisse. L'approche historique, in: Le Fédéralisme Suisse. La réforme engagée, ce qui reste à faire, Lausanne 2006, S. 45–60.

3 Indirekter Bericht entnommen von CONRAD VON MURALT: Hans von Reinhard. Bürgermeister des eidgenössischen Standes Zürich und Landammann der Schweiz. Beitrag zur Geschichte der Schweiz während der letzten vier Jahrzehnte, bearbeitet nach Reinhard's nachgelassenen Denkschriften, Tagebüchern und Briefwechsel, Zürich 1838, S. 105.

4 Nach der «Proclamation des franz. I. Konsuls Napoleon Bonaparte», gedruckt in: Geschichte und Texte der Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft von der helvetischen Staatsumwälzung bis zur Gegenwart, gesammelt und dargestellt von SIMON KAISER / JOHANNES STRICKLER, Bern 1901, B.: Documentarischer Theil, S. 111.

5 Vgl. VON MURALT: Hans von Reinhard [Anm. 3], S. 107.

6 Vgl. VON MURALT: Hans von Reinhard [Anm. 3], S. 108.

rismen trotz ihres Antizentralismus oft kein Problem, selber in Region oder Kanton zentralistisch organisierte Subeinheiten zu sein.⁷

Es lassen sich leicht Befunde zusammentragen, die in beiden Ländern die Komplementarität nachweisen. Für Frankreich: Da waren, was man in jedem Frankreichbuch nachlesen kann, die Provinzen der *«France profonde»* schon immer wichtig.⁸ Der eben gewählte François Hollande hat uns am 6. Mai 2012 mit seinem Auftritt in Tulle, d. h. im okzitanischen Corresa (Corrèze) die grosse Wichtigkeit des Lokalen erneut demonstriert, bevor er sich, erst gegen Mitternacht, nach der fernen Bastille, an den zentralen Ort der sich universalistisch gebenden Linken begab.⁹ An seiner Person kann man sich fragen, was wir denn meinen, wenn wir sagen, dass jemand da und dort seine

7 SABINE RIEDEL: Regionaler Nationalismus – Aktuelle Gefahren für die Europäische Integration, erschienen 2006 bei Stiftung Wissenschaft und Politik, Deutsches Institut für Internationale Politik und Sicherheit [SWP-Studie], online abrufbar unter: http://www.swp-berlin.org/fileadmin/contents/products/studien/2006_S05_rds_ks.pdf (letzter Zugriff 01.07.2013), vgl. auch das Online-Exposé auf der SWP-Website: «Bezeichnenderweise sind es oft die reicheren Regionen, in denen der regionale Nationalismus Erfolg hat. Selbst die Anhänger eines pro-europäischen <demokratischen Nationalismus> wollen ihre wirtschaftlichen Ressourcen nicht mit anderen Regionen teilen, am wenigsten mit denen des eigenen Nationalstaats. Ihren separatistischen Kurs begründen sie mit kulturalistischen Argumenten, die intolerant und teils offen fremdenfeindlich sind. Ihre Zusammenarbeit in Euroregionen, mit der sie ihre pro-europäische Haltung unterstreichen, erweist sich als eine Vereinigungsstrategie mit angrenzenden Territorien», online unter: http://www.swp-berlin.org/de/publikationen/swp-studien-de/swp-studien-detail/article/regionaler_nationalismus.html (letzter Zugriff 01.07.2013). In den 1930er Jahren erwacht in Frankreich ein wissenschaftliches Interesse an den Regionen. Volkskundler und agrarsoziologisch orientierte Historiographen der *«Annales»*-Schule erforschen Traditionen und Lebensbedingungen der Regionen, spüren den Kontinuitäten der französischen Zivilisation und Identität (Stichwort *«longue durée»*) nach. Bis zum Zweiten Weltkrieg alternieren eine naturalistische und idealisierende Sicht des Landlebens. Parallel dazu schreitet die Dämonisierung der Metropole voran. Paris wird zur Femme fatale stilisiert, zum Hort der Versuchungen und der Dekadenz, vgl. hierzu GREGOR HALMES: Regionenpolitik und Regionalismus in Frankreich 1964–1983. Unter besonderer Berücksichtigung der Dezentralisierungspolitik der Linksregierung seit 1981, Frankfurt a. M. u. a. 1984 (Beiträge zur Politikwissenschaft 31).

8 HERBERT LÜTHY spricht mehr vom *«anderen»* oder vom *«wahren»* Frankreich, vgl. H.L.: *Frankreichs Uhren gehen anders*, Zürich 1954, S. 45. Aber die Monographie der deutschen Journalistin JACQUELINE HÉNARD, *«Une certaine idée de la France»* (Zürich 2012) hat selbstverständlich ein Kapitel über *«France profonde»* (S. 27ff).

9 Ein anderer Mann der französischen Präsidentschaftswahlen, François Bayrou, stammt aus dem gaskognischen Béarn. In diesem Zusammenhang sei darauf verwiesen, dass zum Beispiel Honoré de Balzac in seinem Roman *«Verlorene Illusionen»* (1837–1843) ebenfalls den Antagonismus Paris-Provinz thematisiert habe: «Fern dem Zentrum, wo die großen Geister glänzen, wo die Luft mit Gedanken geladen ist, wo alles sich erneuert, erstarrt der Bildungsdrang und zersetzt sich der Geschmack wie ein stehendes Gewässer», zitiert nach der Übersetzung von OTTO FLAKE (Zürich 2007 [erste Ausgabe 1977], S. 58).

Wurzeln hat und von da und dort stamme (das Wort ‹Stamm› ist bewusst gewählt). Wir sollten ja davon ausgehen können, dass eine solche Person, die immerhin einen Parteiwettkampf gewonnen hat, für ihr Sein und in einem gewissen Sinn auch ihre Herkunft vor allem eine ideelle Heimat hat. Diese Beheimatung wird bekanntlich auch über die Familienmetapher ausgedrückt. Damit kann man allerdings wiederum beides meinen: die territoriale Gemeinschaft der Corresianer und die aterritoriale Gemeinschaft der Sozialisten.

In der kleinen Schweiz ist das leicht anders: Da gibt es keine Bastille, Bern ist ein schöner Nichtort, nicht zufällig sprach sich ein Romand 1848 für diesen Ort als Sitz der zentralen Einrichtungen aus, weil er langweilig sei und darum keine Gefahr bestehe, dass die Deputierten zu lange am Zentralort bleiben und Kosten verursachen würden.¹⁰ Natürlich gibt es auch hier Symbolisches zur Zentralität im Sinne des Versammelten und Verdichteten: Es gibt einen Bundespalast, errichtet unter Verwendung von Steinen verschiedenster Herkunft.¹¹ Ferner besteht die Normalausstattung der Frontterrasse aus den 26 Kantonsfahnen, und auf dem 2004 erneuerten Bundesplatz spritzen aus 26 Düsen ‹kantonale› Wasserfontänen mit wechselnder Dauer und Höhe, Ausdruck der fluiden Verhältnisse helvetischer und eigentlich jeglicher Realität.¹² Zur härteren Seite dieser Realität: Die zentralen Brunnenkonstrukteure gingen mit grosser Selbstverständlichkeiten davon aus, dass die Kantone gleichsam geschenkweise diese recht teuren Düsen berappen würden, was aber bei einigen der Zwangsverpflichteten auf wiederum nicht überraschenden Widerstand oder mindestens Missmut stiess.

Schweizer Magistraten mit zentraler Funktion, Bundes-, Nationalrats- und Ständeratspräsident/innen reisen, jeweils nach ihrer Wahl, von einem Tross gesamt eidgenössischer Honoratioren begleitet, im Salonwagen in ihre Heimatorte (Kanton und Gemeinde), wie dies mittelalterliche Herrscher mit ihrem Adventus-Einmarsch praktiziert haben. In der Tessiner und der Bündner Variante schalten sie sogar einen rituellen Halt ein, wenn sie auf dieser Reise in ihre ‹Suisse profonde› an der kantonalen Binnengrenzen (in Airolo

10 PETER STADLER: Die Hauptstadtfrage in der Schweiz 1798–1848, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 4 (1971), S. 526–582. ANDRÉ HOLENSTEIN erinnert allerdings daran, dass Bern nicht die Hauptstadt, sondern die Bundesstadt der Schweiz sei. Vgl. A.H.: Ein Erinnerungsort für die Bundesideologie. Das Bundeshaus als Nationaldenkmal der Bundesstadt Bern, in: Im Herzen der Macht? Hauptstädte und ihre Funktion, hg. v. HEIKE MAYER u. a., Bern 2013 (Berner Universitätsschriften 58), S. 35–76.

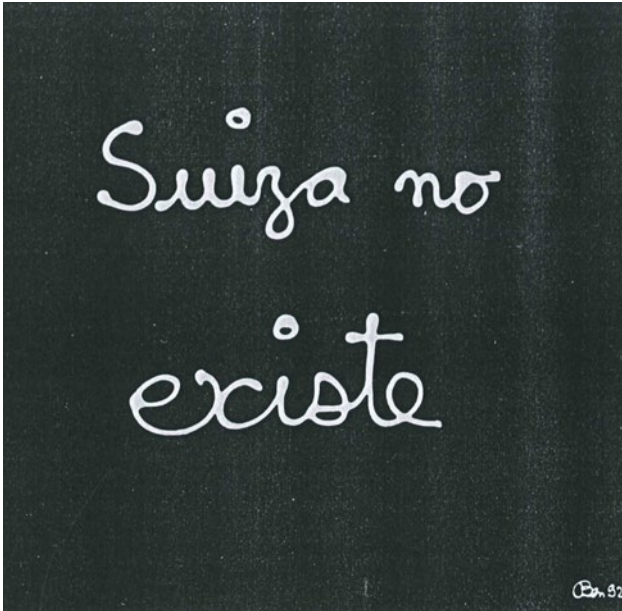
11 JOHANNES STÜCKELBERGER: Das Bundeshaus als Ort der schweizerischen Selbstdarstellung, in: Unsere Kunstdenkmäler 35 (1984), S. 58–65.

12 Zu technischen Details des Wasserspiels siehe das Referat von RUEDI LOOSLI: Das Wasserspiel auf dem Bundesplatz. Technik und Funktionsweise, online zugänglich unter: www.vsa.ch/fileadmin/user_upload/Redaktion/Verbandsbericht/2006_565-570/569_17_Loosli.pdf (letzter Zugriff am 01.07.2013).

und Maienfeld) heimatlichen Boden betreten.¹³ Selbstverständlich kann dies in der Schweiz wie im Falle Frankreichs die ganze Nation am zentralen und alles überdachenden Fernsehen mitverfolgen und so auf Sichtnähe dabei sein.

Im Weiteren erlaube ich mir, einige Überlegungen zu den im Tagungsexposé aufschneidenden Begrifflichkeiten anzustellen, um dann in einem kleinen dritten Teil noch ein wenig von Europa zu reden. Zunächst aber zur zentralen Prämisse für die teilhabenden Partikularisten:

Die klassische Begriffspaarung setzt der Zentralität vielleicht weniger Partikularität gegenüber, sondern die Marginalität und das Periphere. Und das Gegenüber von Partikularität ist weniger die Zentralität als schlicht das Ganze. Der Begriff des Zentralen enthält die Vorstellung von Vorrang. Was Zentral ist, ist eben zentral und darum vorzüglich und prioritär. Nicht von ungefähr haben sich, vor allem in früheren Zeiten, Institutionen und Unternehmen, Bibliotheken wie Apotheken, Bahnhöfe wie Garagen wie Reisebüros, mit dem Epitheton <Central> (mit C geschrieben) geschmückt, das zugleich eine Art von Offizialität beanspruchen konnte.



¹³ Ein aktuelles Beispiel bietet die <Rückkehr> der Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf nach Graubünden, vgl. die Berichterstattung von der <Südostschweiz>: Die Bundespräsidentin ist zurück in der Heimat (22.12.2011).

Inzwischen wird allerdings beinahe reflexartig auch die Wichtigkeit des Nichtzentralen betont und dem Peripheren und Partikularen nicht nur eine Existenzberechtigung, sondern – zu Recht oder zu Unrecht – sogar eine besondere Kreativität zugesprochen. Ein provozierendes Bekenntnis zum Partikularen ist das vom in der Schweiz lebenden französischen Künstler Ben Vautier geschaffene Schriftbild *«La suisse n'existe pas»*. Das Bild erregte nur darum einen Skandal, weil es 1992 an der Weltausstellung von Sevilla im Schweizer Pavillon sozusagen offiziell ausgestellt war und von bürgerlichen Zensoren aus unersättlichem Empörungsbedürfnis als freche Leugnung der schweizerischen Existenz missverstanden wurde, derweil es doch nur sagen wollte, dass es die uniforme Einheitsschweiz nicht gebe.¹⁴

Ein anderer Gegenbegriff zum Zentralen und darum Etablierten und Offiziellen ist das Alternative. Das aber ist mittlerweile fast so etabliert wie das Klassische. In der nächste Drehung weg vom Klassischen und Offiziellen ist das Hybride, sind Hiper (High Performance)-Produkte *«angesagt»*. So ist Migrantenliteratur besonders *cool* oder *sexy*, wenn sie, ohne deswegen Defiziten aufzuweisen, tatsächlich oder vermeintlich sprachlichen Mehrwert anbietet.

Wenn es bei der gegebenen Thematik im weiteren Sinn um Kultur geht, müssen wir uns überlegen, welche Bedeutung der Räumlichkeit zukommt. Mit einiger Selbstverständlichkeit gehen wir davon aus, dass Kultur insofern eine räumliche Dimension hat, als a) Räume auf Kultur einwirken, wie auch b) Kultur auf Räume zurückwirken und Kultur selbst in Diasporaformationen eine gewisse räumliche Dichte braucht, um überhaupt Kultur zu sein.

Selbstverständlich hat die Schweiz wie jedes Land ihre Kulturräume. In der föderalistischen Schweiz denkt man zuerst an den Kantonalismus als administratives und allenfalls auch identitäres Phänomen. Die Dinge sind aber komplizierter, bestimmend ist das Faktum, dass politische und ökonomische, sprachliche und konfessionelle Grenzen nicht übereinanderliegen, sondern mit ihrem *cross cut cleavage* ein Geflecht bilden. Mit dem Lausanner Soziologen RENÉ LÉVY kann man lapidar bemerken: Nicht alle Katholiken sind französischsprachig, nicht alle Protestanten ökonomisch stark, nicht alle Bauern leben in den Bergen etc.¹⁵ Weil es alle Kategorien einigermaßen ausgeglichen in allen Kombinationen gibt und sich die sprachlichen, konfessionellen und ökonomischen Einheiten nicht decken, bilden die sich nicht überschneidenden Grenzen ein Netz. Dass dem so ist und wie es funktioniert, haben aber

14 Der Satz war nur eine Variation der bereits bestehenden Wendung *«La Suisse Romande n'existe pas»*, welche die *«Romandie»* (etwas analog zur *Normandie*) in Abrede stellte und die kantonalen Unterschiede der französischen Schweiz betonen wollte. Vgl. das gleichnamige Buch von ALAIN PICHARD, Lausanne 1978.

15 RENÉ LÉVY: Die schweizerische Sozialstruktur, Zürich 1997 [Erneuerte Ausgabe Zürich 2009].

nicht die davon direkt betroffenen und über sich selbst wenig reflektierenden Eidgenossen herausgefunden, sondern hat z. B. ein nichtschweizerischer, kanadischer Sozialwissenschaftler in den 1980er Jahren auf den Punkt gebracht.¹⁶ Die Schweiz funktioniert, das gilt für den Föderalismus, für den Parlamentarismus, die Mehrsprachigkeit und die religiöse Koexistenz vor allem praktisch und entwickelt keine Theorien zu ihrem eigenen Funktionieren.

Es ist wiederum kein Zufall, dass ein Schriftsteller der das Partikulare besonders betonenden französischen Schweiz erklärte, die Gemeinsamkeiten der Schweiz beschränke sich auf Dinge wie die Briefkästen und die Armeeuniform.¹⁷ Erstreckt sich das Gemeinsame tatsächlich nicht auch auf Kulturelles des qualifizierteren Schaffens? Was es sicher gibt und immer wieder wie eine Seeschlange seinen Kopf in der Öffentlichkeit zeigt, das ist die Frage nach der Nationalliteratur. Allgemein gesprochen gibt es keine Schweizer Kultur, sondern nur Kultur in der oder aus der Schweiz, die man dann darum Schweizer Kultur zu bezeichnen neigt, eine *swissness* weil *made in Switzerland*. Wer sich für diese Fragen interessiert, mag, sofern er das noch nicht getan hat, nach dem von CARINA CADUFF und RETO SORG herausgegebenen Aufsatzband greifen: *«Nationale Literaturen heute – ein Fantom. Die Imagination und Tradition des Schweizerischen als Problem»* (München 2004). Darin verwahrt sich ein PETER BICHSEL, von Germanisten als Schweizer Schriftsteller bezeichnet zu werden. Vielleicht ist das gerade schweizerisch. Aufschlussreich ist im Weiteren die eben erschienene Anthologie *«Globale Heimat.ch»*, welche – einmal ihre Publikation schlicht als Tatsache, dann aber auch in ihrer inhaltlichen Zusammensetzung – die transkulturelle Realität des schweizerischen Literaturschaffens veranschaulicht. Als Variante von *«Zentralität/Partikularität»* erscheint hier *«Eigenes/Fremdes»* beziehungsweise *«Nähe/Ferne (Distanz)»*.¹⁸

Wichtig – oder *«zentral»* – ist in allen Varianten das Räumliche, und das verstehen wir sowohl geographisch als auch sozialräumlich. Ich sage nichts Besonderes, wenn ich darauf aufmerksam mache, dass das Territoriale infolge der elektronischen Vernetzung einen Teil seiner Bedeutung eingebüsst hat, dass aber, gerade in der elektronischen Welt neue Topographien und sogar Parallelwelten (*«second lifes»*) entstehen. Wir sind immer mehr *hors sol*-We-

16 KENNETH DOUGLAS MACRAE: *Conflict and compromise in multilingual societies*, Waterloo 1983.

17 Charles-Ferdinand Ramuz 1937 in einem Brief an Fritz Ernst, zitiert in JEAN RODOLPHE VON SALIS: *Schwierige Schweiz. Beiträge zu einigen Gegenwartsfragen*. Zürich 1968, S. 114. Im genannten Titel auch ein Beitrag zum Thema *«Unser Land als Gegenstand der Literatur»*.

18 *Globale Heimat.ch. Grenzüberschreitende Begegnungen in der zeitgenössischen Literatur*, hg. v. CHARLOTTE SCHALLIÉ / MARGRIT ZINGGELER, Zürich 2012.

sen und sind manchmal – wiederum im Guten wie im Schlechten – ausgesprochen aterritorial.¹⁹

Ich hüte mich, auf die Frage nach dem Nationalcharakter der deutschschweizerischen Sprachlichkeit ernsthaft einzugehen. Aber ich kann eine einmal aus deutschem Mund gehörte Meinung zitieren, die von der deutschschweizerischen Literatur erklärte, sie habe die bessere Qualität, weil sie sprachlicher Unbeholfenheit abgerungen und nicht wie bei den sprachlich gewandteren deutschen Kollegen und Kolleginnen sehr schnell dahingeschrieben sei. Gerade dieses Beispiel zeigt aber, wie unsinnig solche Auffassungen sind, weil doch Schreiben vor allem von individuellen Fähigkeiten und nicht von kollektiven Fähigkeiten bestimmt ist. Hier wäre vielleicht ein Exkurs zur Diglossie fällig, aus Zeitgründen muss er aber entfallen.

Als zentrale Prämissen der Tagung dürfen die Aussagen aus dem Exposé gelten, dass sich die Idee des Zentralismus in einer zunehmenden Fülle von Partikularismen auflösen könnte und die nationalen Identitäten von anderen Identitätsmodellen abgelöst würden. Solche Aussagen orientieren sich, weil in der Regel empirische Studien dazu nicht greifbar sind, an anderen Aussagen, die sich wiederum an anderen Aussagen orientieren. Da geht es um kollektiven Diskurs, der zum Teil auf sich selbstverstärkender Intuition beruht und im Glauben an Gegebenheiten endet. Momentanes Schwarmempfinden und temporärere Schwarmgewissheit.

Die Idee des Zentralen, das ist allerdings auch mein Eindruck, hatte schon bessere Zeiten. Sie geht zunächst von der Vorstellung stabiler Verhältnisse aus: Was zentral ist, sollte doch auch ein wenig dauern. Mit der beobachtbaren Zunahme von Dynamiken ist dies jedoch in Frage gestellt, und unsere Vorstellung muss sich auf eine Gleichzeitigkeit von schnell variierenden Zentralitäten ausrichten. Auch wenn das nur eine beschränkt gültige Metapher ist: Im Moment kann man in den Sog einer zentralen Fussball-Meisterschaft geraten, die in dezentralen *Public-Viewing*-Zonen zu unterschiedlichen Spielkombinationen einer zentralen Veranstaltung gelebt wird.

Bezüglich des Wortes von den Identitätsmodellen fragt sich, was damit gemeint ist: Es dürften eher Modelle unserer analysierenden Beobachtung sein als Modelle der normativen Ausrichtung. Was wissen wir überhaupt, wie die Dinge sich entwickeln? Die Tagung verstehe ich als aner kennenswerten Versuch, darüber etwas mehr Klarheit zu gewinnen. Was nimmt zu, was ab?

19 In unseren Tiefenstrukturen sind wir jedoch territorialer, das heisst, raumbundener, als wir annehmen. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auf die bereits vor einer Weile publizierte Giessener Habilitationsschrift von INA-MARIA GREVERUS: *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*, Frankfurt a. M. 1972.

Was geht in welche Richtung und wie verändert es seine Qualität, wenn es da- und dorthin steuert. Doch ist dann alles, was jeweils ist, auch Identität? Ich bin da gerne zurückhaltend, habe Verständnis und Sympathie, wenn Lutz Niethammer Identität abqualifizierend als Plastikwort einstuft, um sich dann gegen 700 Seiten lang damit zu befassen.²⁰ Unsere Münzen, mit denen wir den Handel der Verständigung treiben, sind heute doch zu einem grossen Teil aus dem Plastik der Kreditkarten. Wichtig ist, dass ein die Beteiligten einigermaßen zufriedenstellender Tausch stattfinden kann, ohne dass man mit beissenden Zähnen die Qualität der Münzen testen muss. Dabei dürften wir übrigens unirritiert und friedvoll feststellen, dass die vielleicht als partikular zu bezeichnende Nichtidentität eigentlich dem Normalzustand entspricht.²¹

Von der EU-skeptischen Schweiz sagt man, dass sie gerade mit ihrer Mischung aus Zentralität und Partikularität ein Modell Europas sei und dass sie für sich bereits verwirklicht habe, was die EU zu werden im Begriffe sei. Ob diese Annahme richtig ist, soll hier nicht weiter verhandelt werden. Auf eine unsere Thematik berührende Übereinstimmung sei immerhin hingewiesen: Beide Entitäten legen ihrem Selbstverständnis die Formel zugrunde, dass sie zugleich Einheit und Vielfalt seien, vielfältige Einheit, einheitliche Vielfalt, was ja einfach die traditionelle Formel Ihres Tagungsthemas ist.²² Hält man Ausschau nach Schlüsselbelegen zu dieser Formel, stösst man bald auf die berühmten Formulierungen eines bekannten Basler Historikers. JACOB BURCKHARDT erklärte Ende der 1860er Jahre:

Europäisch ist: das Sichaussprechen aller Kräfte, in Denkmal, Bild und Wort, Institution und Partei, bis zum Individuum, das Durchleben des Geistigen nach allen Seiten und Richtungen, das Streben des Geistes, von allem, was in ihm ist, Kunde zu hinterlassen.²³

An die Adresse derjenigen, welche meinten, dass es in Europa zu viel Vielfalt und vor allem disharmonische Vielfalt gebe, bemerkte er:

20 LUTZ NIETHAMMER: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbeck bei Hamburg 2000 (Rororo Enzyklopädie 55594).

21 GEORG KREIS: Nichtidentität als Normalzustand, in: G.K., Vorgeschichten zur Gegenwart. Ausgewählte Aufsätze, Bd. 5, Basel 2011, S. 441–449.

22 GEORG KREIS: Topos und Realität der Europäischen Vielfalt. Europa ist überall – mindestens in Europa, in: Die kulturelle Integration Europas, hg. v. JOHANNES WIENAND / CHRISTIANE WIENAND, Wiesbaden 2010, S. 122–142; Nachdruck in: KREIS: Vorgeschichten zur Gegenwart [Anm. 21], Bd. 5, S. 218–235.

23 Historische Fragmente 84 (1869), in: Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe, Bd. VII: Weltgeschichtliche Betrachtungen. Historische Fragmente aus dem Nachlass, hg. v. ALBERT OERI / EMIL DÜRR, Basel 1929, S. 368.

Von einem hohen und fernen Standpunkt aus – wie der des Historikers sein soll – klingen Glocken zusammen schön, ob sie in der Nähe disharmonieren oder nicht. *Discordia concors.*²⁴

In unserer Zeit nahm der französische Soziologe EDGAR MORIN in seinem Europabuch die Formel wieder auf: Es sei für Europa typisch, dass Unterschiede stets versammelt und niemals verschmolzen würden. Was 1987 eine neue Botschaft war, dürfte inzwischen allerdings eine beinahe banale Weisheit sein: «Wir leben in der Illusion, dass Identität etwas Einheitliches und Unteilbares ist, während sie eigentlich immer eine *unitas multiplex* darstellt.»²⁵

In den späteren 1940er Jahren wurde die Vielfalt vor allem als Kombination nationaler Eigenarten verstanden. Mittlerweile hat sich das Vielfaltbild auf soziale Gruppen und Individuen und damit auf das Partikulare ausgeweitet. In der heutigen Zeit besteht kaum mehr das Problem, in herrschenden Einheiten und im bestimmenden Ganzen auch dem Partikularen angemessen Raum zu geben. Heutzutage besteht die Aufgabe eher darin, gegenüber den vielen Partikularismen, Privatismen und Egoismen mit Hinweis auf das *bonum commune*, auf den *Ordre Publique*, auf Zentralität auch die übergeordneten Bedürfnisse und Notwendigkeiten in Erinnerung zu rufen.

Zur Beantwortung der im Tagungsprogramm aufgeworfenen Fragen verfügt die Forschung gewiss (noch) nicht über sichere Methoden. Es bewahrheitet sich einmal mehr die nur scheinbar paradoxe Gegenläufigkeit, der zufolge die Antworten in dem Masse spekulativ werden, als die Fragen an Bedeutung gewinnen. Wissenschaft, sofern sie nicht in Form einfacher Qualifikationsarbeit stattfindet, darf sich aber nicht auf das beschränken, was positivistisch abklärbar ist. Unerlässlich ist jedoch: Dass wir uns vorweg oder mindestens gleichzeitig darüber klar werden, warum überhaupt wir etwas wissen wollen und was es für uns bedeutet, wenn die Antworten in die eine oder andere Richtung gehen.

24 Ebd., vgl. auch WERNER KÆGI: Jacob Burckhardt. Eine Biographie, Bd. V: Das neuere Europa und das Erlebnis der Gegenwart, Basel 1973, S. 155 ff. zur umgekehrten Formel der «Concordia discors».

25 EDGAR MORIN: Europa denken, Frankfurt a.M. 1988 [franz. Orig. 1987], S. 185 u. 199.

Heft 10/2013 – Aus dem Inhalt

GEORG KREIS

Zentralität und Partikularität. Organisationsformen und Strukturbilder
des öffentlichen Lebens

REGULA SCHMIDLIN

Die Plurizentrik des Deutschen. Ein linguistisch-lexikographisches Konstrukt?

AFRA STURM / BRITTA JUSKA-BACHER

Methodische Überlegungen zu einem Schweizer Standard-Wörterbuch

GÜNTER SCHMALE

Gesprochenes Deutsch. Normabweichende Partikularität oder eigene Norm?

ASTRID STARCK

Jiddische Literatur in Berlin in der Zwischenkriegszeit. Wechselspiel zwischen
Zentrum und Peripherie

MICHAEL ANDERMATT

«Hussah! Hussah! Die Hatz geht los!» Antikatholizismus bei Gottfried Keller

YAHYA ELSAGHE

Zentrum und Peripherie in Thomas Manns Novelle vom «Kleinen Herrn Friedemann»

PHILIPPE WELLNITZ

Thomas Hürlimanns Theater. Ein Dialog mit der Heimat Schweiz

Germanistik in der Schweiz

ISBN 978-3-033-04394-7



9 783033 043947 >